

Josef Ben-Eliezer

Meine Flucht nach Hause

Josef Ben-Eliezer

Meine Flucht nach Hause

Aus dem Englischen von Ingrid von Heiseler

n[®]

NEUFELD VERLAG

Die englische Originalausgabe dieses Buches erschien unter dem Titel *My Search* bei Plough Publishing House der Church Communities Foundation, Rifton, NY 12471 USA and by Church Communities UK Robertsbridge, East Sussex TN32 5DR UK

Copyright © 2013 by Plough Publishing House.
All Rights Reserved

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.d-nb.de abrufbar

Lektorat: Daniel Hug, Lukas Baumann
Umschlaggestaltung: spoon design, Olaf Johansson
Umschlagbilder: oben: Josef als junger Mann © privat
unten: Kinder des Teheraner Kindertransports © USHMM
Fotos Innenteil: © privat, mit Ausnahme von S. 58 © Central Zionist Archives
Landkarten: © StepMap
Satz: Neufeld Media, Weißenburg in Bayern
Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

© 2015 Neufeld Verlag Schwarzenfeld
ISBN 978-3-86256-059-2, Bestell-Nummer 590 059

Nachdruck und Vervielfältigung, auch auszugsweise,
nur mit Genehmigung des Verlages

www.neufeld-verlag.de/www.neufeld-verlag.ch

Bleiben Sie auf dem Laufenden:
newsletter.neufeld-verlag.de
www.facebook.com/NeufeldVerlag
www.neufeld-verlag.de/blog

NEUFELD VERLAG

n®

Inhalt

Geleitwort des Verlags	9
1. Früheste Erinnerungen	11
2. Rozwadów: Leben im Shtetl	15
3. Religiöses Leben	23
4. Flüchtlinge	27
5. Im sibirischen Exil	35
6. Samarkand: Hunger und Krankheit	45
7. Die Teheran-Kinder	51
8. Palästina	57
9. In der Landwirtschaftsschule	65
10. Die Suche beginnt	73
11. Kampf um das Land	81
12. Eine Wiedervereinigung	93
13. Die Suche geht weiter	99
14. Die Paris-Gruppe	105
15. Durchbruch	115
Nachwort	125
Landkarten	139

In dieser großen Verwirrung gibt es unschuldige Menschen mit reinem Herzen, die nicht mehr weiterwissen; die von dem, was sie sehen, erschüttert sind und die sich voller Schmerz und Sorge fragen: „Woher wird uns Hilfe kommen? Wer wird uns führen und mit seinem Leben und seinem Tun ein Vorbild sein? Wem können wir folgen?“ Junge und Alte suchen mit großem Verlangen nach dem wahren Licht und ringen mit ihren Zweifeln.

Natan Hofshi, israelischer Pazifist (1889–1980)

Geleitwort des Verlags

Wie hier jemand sein abenteuerliches Leben auf eine ganz unspektakuläre und bescheidene Art erzählt, mit schonungsloser Ehrlichkeit auch innere Kämpfe und Zweifel schildert, das hat uns sofort für diesen Autor eingenommen. Jemand der Ablehnung und Verfolgung erfahren hat, dessen Leben mehrfach bedroht war, der mehrfach fliehen musste, der aber auch in seinem Inneren auf der Suche war nach Sinn, nach Menschlichkeit, nach Brüderlichkeit, findet schließlich nach Hause. Was für eine Geschichte! Und auf ihre individuelle Weise passt sie wunderbar zu unserem Verlagsmotto „Stellen Sie sich eine Welt vor, in der jeder willkommen ist“.

Joseph Ben-Eliezer hat seine Lebensgeschichte auf Bitten seiner Kinder aufgeschrieben. Aber sie ist von Bedeutung für alle, die diese Suche nach Sinn kennen – und die Sehnsucht, ihn in die Tat umzusetzen.



Großmutter, Lena, Judith, Mutter, Onkel Milech, Josef, Leo

1. Früheste Erinnerungen

Ich wurde im Juli 1929 als Josef Nacht in Frankfurt am Main geboren. Meine Eltern waren osteuropäische Juden, die einige Jahre zuvor aus Polen gekommen waren. Anders als die Juden, die seit Generationen in Deutschland gelebt hatten, wussten sie wenig oder gar nichts von der deutschen Kultur – zum Beispiel von Goethe und Schiller. Die meisten deutschen Juden waren wohlhabender und gebildeter. Sie waren auch patriotisch, sie betrachteten sich als Teil der Mittelschicht der deutschen Gesellschaft. Wir aber fühlten uns in Deutschland nicht so sehr zu Hause.

Als ich geboren wurde, war mein Bruder Leo schon elf und meine Schwester Lena zehn. Eineinhalb Jahre lang war ich das Baby in der Familie, und auch als meine jüngere Schwester Judith geboren wurde, bekam ich noch besonders viel Zuwendung, denn ich war oft krank. Damals hatten meine Eltern sich schon ein recht gutes Leben aufgebaut, und ich war ein ziemlich verwöhntes Kind. Wir wohnten mit einigen Verwandten aus der Familie meiner Mutter im selben Haus, so dass ich meine Zeit oft damit verbrachte, mit meinen Cousins und Cousinen zu spielen.

Meine Eltern hatten zusammen mit meinem Onkel Chaim Simcha so etwas wie ein Warenhaus. Damals sparten sich viele junge Jüdinnen von ihren ersten Einkommen eine Aussteuer für den Tag ihrer Hochzeit zusammen: ein paar Laken, Kissen und Decken und manche sogar ein Federbett. Mein Vater und mein Onkel verkauften dieses

Leinenzeug, das in monatlichen Raten abbezahlt wurde. Das Geschäft ging gut und unsere Großfamilie erwarb einigen Besitz in Frankfurt. Wir hatten also das Glück, dass wir reich genug waren, um Deutschland zu verlassen, als die Nationalsozialisten an die Macht kamen.

Meine Erinnerungen an Frankfurt sind vielfältig und unzusammenhängend: ein aufregender Besuch im Zoo, furchtbare Halsuntersuchungen im Kindergarten und ein fantastischer Süßwarenladen gleich um die Ecke von unserem Haus.

Meine erste Begegnung mit dem Antisemitismus war das Entsetzen meiner Mutter, als ich nach Hause kam und in ihrer Gegenwart „Drecksjude“ sagte. Ich war damals drei Jahre alt und hatte das Wort wahrscheinlich von Spielkameraden aufgeschnappt. Natürlich wusste ich nicht, was es bedeutete. Kurz darauf sahen wir Adolf Hitlers SA¹ durch die Straße vor unserem Haus marschieren und hörten sie singen: „Wenn das Judenblut vom Messer spritzt ...“ Mehr noch als an meine eigene Angst erinnere ich mich an den Ausdruck von Furcht in den Augen meiner Eltern.

Als Hitler im Januar 1933 an die Macht kam, waren meine Eltern davon überzeugt, dass wir Deutschland verlassen müssten. Im April ging mein Vater nach Palästina, um dort einen Platz für uns zu finden. Acht Monate lang warteten wir voller Angst auf Nachricht von ihm, aber am Ende gelang es ihm nicht, die Einreiseerlaubnis der britischen Behörden für uns zu bekommen. Er schickte uns die Nachricht, dass wir in Polen wieder mit ihm zusammentreffen sollten, denn er meinte, es sei nicht sicher für

1 Die SA (Sturmabteilung) war eine Kampforganisation der NSDAP, die als Ordnertruppe eine entscheidende Rolle beim Aufstieg der Nationalsozialisten spielte.

ihn, nach Deutschland zurückzukehren. Nach der glücklichen Wiedervereinigung der Familie auf dem Bahnhof in Rzeszów setzten wir unsere Reise fort und fuhren nach Rozwadów, der Heimatstadt meiner Mutter. Dort verbrachten wir die nächsten sechs Jahre.



Leo mit einem Freund und Josef mit einem Freund vor dem Haus der Familie in Rozwadów

2. Rozwadów: Leben im Shtetl

Rozwadów war eine kleine Stadt mit vielleicht fünftausend Einwohnern. In der Stadtmitte war ein Platz – riesig in meiner Erinnerung –, wo einmal in der Woche Markt war. Mitten über den Platz führte eine belebte Straße. Sehr selten sahen wir dort ein Automobil fahren, den Hauptbetrieb bildete ein ständiger Verkehr von Pferden und Wagen. Ich hatte einen guten Freund, der meinem Vater Waren lieferte. Er war vor den Kommunisten in seiner Heimat Georgien geflohen und war ziemlich arm. Ich verbrachte meine Zeit gerne mit ihm und seiner Familie. Es war faszinierend, ihm beim Seilmachen zuzusehen und den wunderbaren Geschichten zuzuhören, die er in seinem einzigartigen jiddischen Dialekt erzählte.

Wir wohnten in einem Reihnhaus, das an der einen Seite des großen Platzes stand. Auf der Rückseite des Hauses war ein Hof, der sich ein- oder zweihundert Meter weit bis zu einem Feldweg erstreckte. Gemeinsam mit unserem Nachbarn hatten wir einen Brunnen, denn im Haus gab es kein fließendes Wasser. Die Toilette war draußen und das Haus wurde mit einem Holzofen beheizt. Heute klingt das alles recht primitiv, aber damals war das ganz normal. Alle Leute lebten so.

Mein Vater betrieb einen Großhandel mit Zucker und ähnlichen Waren. Er kaufte große Mengen ein und versorgte Geschäfte in einem großen Gebiet um Rozwadów. Die Waren wurden im Erdgeschoss und in den Kellerräu-

men unseres Hauses gelagert. Unsere Wohnräume befanden sich im ersten Stock. Ich hörte oft den Gesprächen meiner Eltern zu. Sie dachten wahrscheinlich, dass ich sie noch nicht verstehen würde, aber ich war sehr neugierig und nahm alles in mich auf. Das Problem war immer die Zahlungsmoral: Die Leute kauften Waren auf Kredit und konnten dann nicht zahlen. Das war eine ständige Sorge meiner Eltern.

Manchmal hatte mein Vater auch Süßigkeiten auf Lager. Dann war ich oft im Laden vorne im Haus, um etwas davon abzubekommen. Oder ich erbettelte mir etwas Geld, um mir in einem anderen Laden in der Straße etwas zu kaufen. Ich war ein schwieriger Esser und meine Eltern gaben mir manchmal Geld, damit ich meine Mahlzeiten aufäße. Mein Vater war mit Geld ziemlich streng, aber nachdem Alte Chaija, meine Großmutter, bei uns eingezogen war, bekam ich gewöhnlich, was ich wollte. Sie war zunächst in Deutschland geblieben, aber als wir mehr und mehr darüber hörten, was dort passierte, konnte meine Mutter sie schließlich überzeugen, dass sie zu uns nach Polen kommen sollte.

Der Tod von Alte Chaija war ein schwerer Schlag für unsere ganze Familie, dabei war sie schon weit über achtzig. Eines Morgens, als sie gerade dabei war, Eier für Leo zu braten, rief sie plötzlich meine Mutter zu sich und sagte ihr, es sei Zeit für sie zu gehen. Meine Mutter konnte nicht glauben, dass es ihr Ernst war. Sie war nicht krank und es schien ihr nichts zu fehlen. Aber Alte Chaija legte sich einfach in ihr Bett und starb ganz friedlich.

Rozwadów war ungefähr halb jüdisch und halb katholisch, und wir lebten in einem gemischten Viertel. Im Schaufenster der Fleischerei, die zwei oder drei Häuser von

uns entfernt war, hing gewöhnlich Schweinefleisch. Einer unserer nächsten Nachbarn war Pole, aber wir hatten sehr wenig Kontakt mit ihm.

Die Juden in der Stadt hatten ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit, trotz aller Unterschiede zwischen Reich und Arm, trotz Klatsch, Intrigen und dergleichen. In Polen besaßen Juden nicht alle Rechte, in unserem Umgang mit Polen waren wir jedoch nicht eingeschränkt. Ich bin sicher, dass meine Eltern in ihrem Geschäft oft mit Polen zu tun hatten, ich als Kind hatte allerdings gar keinen Kontakt. Ich lernte also erst Polnisch, als ich in die Schule kam. Um die katholische Kirche machten wir einen großen Bogen, denn wir hatten gehört, dass dort Götzen angebetet würden. Überhaupt hatten wir immer Angst vor den Christen, besonders an Ostern. Nach ihren Gottesdiensten zogen sie bisweilen zu Pogromen los, verwüsteten jüdischen Besitz und versuchten, in unsere Läden einzubrechen. Also schlossen wir zu Ostern und überhaupt an allen christlichen Feiertagen unsere Läden.

Sehr bald, nachdem wir in Rozwadów angekommen waren, sagte mein Vater zu mir: „Also, Josef, du musst in den *Cheder* gehen.“ Das war die traditionelle Schule für jüdische Jungen. Dort lernten wir Hebräisch, angefangen mit dem Alphabet. Der *Melamed* (Lehrer) leitete uns zum gemeinsamen Singen der Buchstaben an, und er hatte keine Bedenken, seinen Stock zu benutzen, um Ordnung zu halten. Später lernten wir Teile des Pentateuchs², indem wir sie ihm nachsprachen. Irgendetwas müssen wir in seinem Unterricht gelernt haben, denn als ich später nach Israel kam, fiel es mir leicht, Hebräisch zu lernen.

2 Pentateuch ist die Bezeichnung der ersten fünf Bücher des Alten Testaments.

Wir haben es unserem Lehrer nicht leicht gemacht. Die Jungen hatten herausgefunden: Wenn sie einander in einer Reihe an den Händen hielten und der erste in der Reihe ein Kabel im Sicherungskasten anfasste, bekam der letzte Junge in der Reihe den Stromschlag zu spüren. Ein solcher Schlag war also die raue Begrüßung in den *Cheder*, die ich als Vierjähriger bekam. Wenn der Lehrer den Raum verließ, brach zwischen den fünfzehn bis zwanzig Jungen ein Tumult los. Selbst wenn er da war, spielten einige Jungen unter dem Tisch Karten und riskierten damit Schläge. Ich erinnere mich an einen älteren Jungen, der den anderen je einen Baum in Palästina verkaufte und dafür Geld kassierte. Ich habe den ein oder anderen Geschäftstrick von ihm gelernt, auch wenn ich meinen Baum nie zu Gesicht bekommen habe.

Als ich sieben geworden war, musste ich in die polnische Schule gehen. Meine Eltern und Geschwister brachten mir bei, auf einfache Fragen zu antworten: Wie ich hieße, wo ich geboren sei, wie mein Vater und meine Mutter hießen und dergleichen. Mit der Zeit lernte ich die Grundlagen der polnischen Sprache und war ziemlich gut im Rechnen. Allerdings habe ich keine glücklichen Erinnerungen an diese Schule. Ganz abgesehen von den Sprachschwierigkeiten, sahen die polnischen Kinder und sogar der Lehrer auf die jüdischen Schüler herab und machten ihnen das Leben schwer.

Gemeinsame Mahlzeiten waren in unserer Familie selten. Gewöhnlich kamen meine Mutter oder Lena nur schnell aus dem Laden herauf und kochten etwas für uns Kinder. Die Abende verbrachten wir häufiger zusammen. Sonntags mussten wir den Laden schließen, deswegen machten wir oft Ausflüge. Die Geschäftsleute gingen an

den Fluss. Samstags machten Juden keine Geschäfte und wir gingen nicht weit weg, aber an den Sonn- und öffentlichen Feiertagen nutzten wir die Gelegenheit, solche Sachen zu unternehmen. Ich erinnere mich an glückliche Familienausflüge zum Fluss San und an Picknicks.

Ich war ein ziemlich nervöses Kind, hatte viele gesundheitliche Probleme und aß nicht ordentlich. Oft musste ich zum Zahnarzt, wahrscheinlich wegen meiner unveränderlichen Vorliebe für Süßigkeiten. Als ich etwa fünf war, hatte ich ein Geschwür an einem Zeh. Jemand erzählte meiner Mutter von einem Mann, der helfen könnte; ich denke, er war kein richtiger Arzt. Er streute ein Pulver auf das Geschwür und ich stieß vor Schmerzen einen ohrenbetäubenden Schrei aus, der mir noch jetzt in den Ohren gellt. Das Geschwür kam nicht wieder, aber ich habe seitdem eine Narbe von dieser Behandlung.

Einmal musste ich einige Wochen in Krakau verbringen, wo ein Spezialist mein entzündetes Ohr behandelte. Ich habe schreckliche Erinnerungen daran, wie er jeden Tag den Eiter aus meinem Ohr schabte, aber als wir nach Hause kamen, kauften mir meine Eltern ein Dreirad. Das war in Rozwadów etwas ganz Neues.

Als ich etwa neun war, fuhr meine Mutter mit Judith und mir für einige Wochen Urlaub in die Karpaten. Ich habe noch heute ein Foto, auf dem wir vor einem Mann im Bärenkostüm stehen, der die Arme um uns gelegt hat. Ich denke, diese Reise war ein Versuch, meinen Gesundheitszustand zu verbessern.



Josef und Judith in einem Erholungsort in den Karpaten

Eigentlich hatten wir nicht geplant, lange in Rozwadów zu bleiben. Meine Eltern wollten immer noch nach Palästina.

Onkel Chaim Simcha und seine beiden Söhne waren schon dort. Ich vermute, sie waren noch reingekommen, bevor die Briten versuchten, den Zuzug von Flüchtlingen aus Deutschland aufzuhalten. Mein Vater erzählte oft spannende Geschichten über das, was er in den acht Monaten seines Aufenthaltes dort erlebt hatte. In seinen Erzählungen war alles sehr interessant und glanzvoll, sodass ich davon träumte, eines Tages nach Palästina auszuwandern, ins Gelobte Land.

4. Flüchtlinge

Als 1939 der Krieg ausbrach, war ich zehn Jahre alt. Er brach wie ein Gewitter in einen sonnigen Sommertag ein. Das kulturelle, religiöse und ethnische Leben in Rozwadów wurde für immer zerstört. Die Menschen hingen vor ihren Radios. Uns wurde bald klar, dass die einmarschierenden Deutschen schnell durch Polen vorankamen und dass die polnische Armee geschlagen war. Massen von polnischen Soldaten kamen auf ihrem Rückzug durch die Stadt, darunter viele Juden. Meine Mutter und einige andere Frauen eröffneten eine Küche im Freien, um für die Soldaten zu kochen.

Das Geschäft meines Vaters war zerstört worden, noch ehe die Deutschen eingerückt waren. Zuerst kamen Offiziere der polnischen Armee und beschlagnahmten den Großteil unserer Vorräte an Zucker und Reis. Sie gaben uns Quittungen, aber schon damals hatten wir keine Hoffnung, dass wir jemals irgendeine Bezahlung dafür bekommen würden. Danach brachen Chaos und Gewalt aus. Ein polnischer Mob zog durch die Straßen, brach in die Läden ein und plünderte. Sie nahmen alles mit, was in unserem Geschäft noch übriggeblieben war.

Da wir fürchteten, dass die Deutschen alle arbeitsfähigen Männer in Arbeitslager schicken würden, flohen mein Vater und mein damals einundzwanzigjähriger Bruder in Richtung russische Grenze. Sie kamen allerdings nach etwa zwei Wochen zurück, weil die deutschen Armeen schon vorgerückt waren und die Grenze abgeriegelt hatten.

Als die Deutschen auf Rozwadów vorrückten, nahmen sie die Stadt in nur wenigen Stunden ein. Wir verbrachten die Nacht im Keller und hörten den Lärm der Explosionen und des Artilleriefeuers. Danach versteckten sich mein Vater und Leo auf dem Dachboden. Uns wurde eingeschärft, zu sagen, sie seien nach Russland geflohen.

Als Zehnjähriger war mir überhaupt nicht klar, wie ernst die Situation war. Meine Freunde und ich rannten in der Stadt umher und sahen uns die Soldaten an. Ich erinnere mich, wie ich auf einem Platz stand und zusah, wie ein deutscher Offizier seine Soldaten versammelte, um ihnen eine aufmunternde Rede zu halten. Er ging vor den Soldaten in Habachtstellung hin und her. Da Deutsch und Jiddisch einander so ähnlich sind, verstand ich vieles von seiner Ansprache: „...Wir sind hier siegreich gewesen und wird sind dort siegreich gewesen ... Wir haben in allen diesen Ländern einen Samen gepflanzt. Polen ist nur der Anfang. Deutschland wird die ganze Welt beherrschen.“

Wir durften uns weder in der Synagoge treffen noch irgendwo versammeln. Aber da *Jom Kippur* war, trafen wir uns trotzdem in einem der Häuser, um unsere Gebete abzuhalten. Diesen leidenschaftlichen Schrei nach Gottes Eingreifen und Schutz werde ich niemals vergessen. Niemand von uns wusste, was uns bevorstand, aber alle befürchteten das Schlimmste.

Etwa einen Monat, nachdem die Deutschen einmarschiert waren, wurde allen Juden befohlen, sich innerhalb einer Stunde auf einem Platz zu versammeln. Niemand sagte uns, was geschehen sollte, aber wir packten alles zusammen, was wir auf dem Rücken tragen konnten.

Deutsche Offiziere (Angehörige der SS³, wie ich heute vermute) befahlen uns, in Richtung auf den Fluss San zu marschieren. Sie schrien und trieben uns vorwärts – lange Reihen von Männern, Frauen und Kindern, die alle so viel trugen, wie sie nur konnten. Ein Deutscher fuhr auf einem Motorrad vorbei und trieb uns an, schneller zu gehen. Er schlug meinen Vater mit dem Bajonett. Ich glaube nicht, dass mein Vater schlimm verletzt war, aber er fiel, und dieses Erlebnis hinterließ einen tiefen Eindruck auf mich.

Als wir schließlich am San ankamen, waren dort noch mehr Soldaten. Ich kann mich nicht erinnern, wie wir über den Fluss gekommen sind, aber ich erinnere mich, dass die Soldaten uns durchsuchten und uns alle Wertsachen abnahmen. Wie schon so oft hatte mein Vater vorausgesehen, was geschehen könnte, und unser Geld in die Unterwäsche meiner jüngeren Schwester eingenäht. Viele verloren hier ihre letzten Habseligkeiten, aber uns gelang es glücklicherweise, mit etwas Geld, unseren Pelzmänteln und einigen anderen Wertsachen über den Fluss zu kommen.

Das östliche Ufer des San war so etwas wie ein Niemandsland. Scheinbar stritten Hitler und Stalin noch darüber, wer es bekommen sollte. Dort fanden wir vorübergehend Unterkunft in einem Dorf. Weil noch unklar war, ob das Gebiet unter deutsche oder russische Herrschaft fallen würde, wollte dort niemand lange bleiben. Meinem Vater und einigen anderen Familien gelang es, zusammen einen Wagen mit Pferd zu kaufen, sodass wir uns weiter auf das russisch besetzte Gebiet zu bewegen konnten.

3 Die SS („Schutzstaffel“ der NSDAP) war als Adolf Hitlers Prügelgarde maßgeblich am Holocaust beteiligt.

Nicht lange danach hörten wir, dass die Deutschen vorrückten, also luden wir all unsere Besitztümer und einige der kleineren Kinder auf den Wagen und machten uns auf den Weg nach Osten. Als wir durch einen Wald kamen, tauchten aus dem Nichts Räuber mit Pistolen auf und befahlen uns anzuhalten. Natürlich hatten wir Angst, aber ein beherzter Mann stand auf und sagte: „Ihr könnt mich töten, wenn ihr wollt, aber wir werden für diesen Wagen kämpfen.“ Einer seiner Söhne stand neben ihm und hob einen Stein auf. Die Räuber rissen ein Fahrrad vom Wagen, aber dann verschwanden sie und wir konnten weiterfahren.

Als die Nacht hereinbrach, wurde es zu gefährlich weiterzufahren, also kehrten wir wieder um und fuhren zurück zu einem wenige Kilometer entfernten Gasthaus, das einem Juden gehörte. Viele Flüchtlinge hatten dort Unterkunft gefunden. Spät in der Nacht kamen Dorfbewohner und umzingelten das Gasthaus. Sie schrien Beschimpfungen und montierten die Räder von unserem Wagen ab. Wir waren vollkommen umzingelt und ich war überzeugt, dass diese Polen uns alle umbringen würden. Aber plötzlich sprang einer der polnischen Männer auf einen Wagen und brüllte die anderen an: „Schämt ihr euch nicht, diese hilflosen Leute anzugreifen? Morgen werdet ihr an der Reihe sein! Geht alle nach Hause! Ich werde mit meinem Sohn hier stehen, und wenn einer von euch sich an diesen Juden vergreifen möchte, dann nur über unsere Leichen!“ Der Mob hielt daraufhin inne und die Menge zerstreute sich langsam. Seit dieser Nacht habe ich nie wieder von dem Mann gehört, aber seine Tapferkeit und seinen Mut, diesem wütenden Mob die Stirn zu bieten, werde ich mein Leben lang respektieren und bewundern.

Nach ungefähr einer Woche gelang es uns, das von den Russen besetzte Gebiet zu erreichen. Die Entfernung war nicht groß, aber es ging nur langsam vorwärts. Tagsüber ging es durch Wälder und nachts machten wir in den Dörfern Rast. In dieser Woche überholten uns die vorrückenden Deutschen sogar, aber sie ließen uns unbehelligt.

Wir freuten uns alle sehr, endlich russische Soldaten zu sehen und zu wissen, dass wir den Deutschen entkommen waren. Der Ort – ich denke, er hieß Lanzit – quoll von Flüchtlingen über, also quetschten wir uns in einen Zug nach Lwow, in der Hoffnung, dort Unterkunft zu finden. Auch Lwow war überfüllt, aber ein entfernter Verwandter, ein Kaufmann, ließ uns in einem seiner Warenlager wohnen.

Wir waren dankbar, ein Dach über dem Kopf zu haben, aber unser Winterquartier in Lwow war alles andere als angenehm. Der Lagerraum muss etwa fünf Meter breit und fünfzehn Meter lang gewesen sein. Wir teilten diesen Raum mit meinem Onkel Milech und seiner Frau Rahel, aber unsere beiden Familien hatten oft Streit miteinander. Der Raum war düster und kalt. An einen Kamin kann ich mich nicht erinnern, aber wir hatten möglicherweise einen Holzofen zum Heizen und Kochen. Ich kann mich auch nicht daran erinnern, dass wir in Lwow in die Synagoge gegangen wären. Überhaupt kann ich mich an keinerlei religiöses Leben dort erinnern. Ich vermute, dass wir in diesen sechs Monaten alle ganz damit beschäftigt waren, am Leben zu bleiben.

Unser Hochgefühl bei der ersten Begegnung mit den Russen schwand schnell, als wir sahen, wie das Leben in Russland aussah. Meine Schwester und ich fingen damals gerade mit der Schule an. Der Lehrer unterrichtete in Jid-

disch, aber er war Kommunist und versuchte, uns mit dem Personenkult um Stalin zu indoktrinieren. Ich erinnere mich an ein Lied, das wir lernen mussten. Es lautete etwa so: „Immer wird es Ströme geben, die auf der Erde fließen; immer wird es Sterne geben, die am Himmel funkeln, aber Stalins Name wird alles überstrahlen; sein Name ist tiefer als das Meer und höher als die Berge. Auf der ganzen Welt findet man nichts, das ihm gleichkommt.“ Obwohl wir noch Kinder waren, empfanden wir eine derartige Vergötterung eines politischen Führers als lächerlich. Wir stritten uns mit dem Lehrer, indem wir ihn fragten: „Wer hat denn die Welt erschaffen?“ Allerdings mussten wir auch vorsichtig sein, denn wir wussten, dass Leute, die etwas gegen Stalin sagten, in die Verbannung geschickt wurden, wenn ihnen nicht noch etwas Schlimmeres geschah.

Um auf irgendeine Weise unseren Lebensunterhalt zu verdienen, trieben wir Handel auf dem Schwarzmarkt. Wenn wir die Läden beobachteten und uns lange anstellten, konnten wir manchmal Zigaretten, Süßigkeiten oder andere Luxusgüter erstehen. Sogar ich wurde manchmal geschickt, um etwas auf dem Markt zu verkaufen, besonders Süßigkeiten. Während dieser Monate wanderte ich durch die Straßen. Wenn ich nicht gerade etwas aus einem Bauchladen verkaufte, fuhr ich auf den Trittbrettern von Straßenbahnen mit und machte andere Dummheiten, die einem Zehnjährigen abenteuerlich erscheinen. Es ist ein Wunder, dass ich dabei nicht umgekommen bin.

Im Juni 1940 erließen die Russen eine Verordnung, dass Flüchtlinge und andere Nicht-Ukrainer sich bei der Polizei registrieren lassen sollten. Wir hatten die Wahl: Wenn wir bleiben wollten, würde man uns die sowjetische Staatsbürgerschaft und Hilfe bei der Ansiedlung in der

Ukraine gewähren. Wenn wir die polnische Staatsbürgerschaft behalten wollten, würde man uns helfen, in den von den Deutschen besetzten Teil Polens zurückzukehren. Nach dem, was wir von der Sowjetdiktatur gehört und erfahren hatten, war der Gedanke, unter dem Stalinismus zu leben, nicht gerade verlockend. Andererseits wussten wir auch nichts darüber, wie es in den polnischen Ghettos zugeht. Allerdings gab es Gerüchte, dass das Leben unter den Deutschen nicht so schlimm sei, wie wir es uns vorgestellt hatten.

Viele Flüchtlingsfamilien diskutierten lange und heftig darüber, was sie tun sollten. Schließlich ließen sich die meisten jüdischen Flüchtlinge, darunter auch unsere Familie, für die Rückkehr ins von den Deutschen besetzte Polen registrieren. Wir freuten uns sehr darauf, nach Hause nach Rozwadów zurückzukehren.



BUCHHINWEIS

NEUFELD VERLAG

n[®]

Hanna Schott

Von Liebe und Widerstand

Magda & André Trocmé

Der Mut dieses Paares rettete Tausende: Ein französisch-russisch-italienisches Paar, das sich in New York kennenlernt und nach Indien reisen will, um Gandhi zu treffen ... Die beiden landen in der tiefsten französischen Provinz, André als Pfarrer, Magda als Lehrerin. Doch als deutsche Truppen Frankreich besetzen, eröffnen sich ihnen ungeahnte Möglichkeiten, gerade weil sie „am Ende der Welt“ leben.

Eine Liebesgeschichte, ein zentrales Stück deutsch-französischer Geschichte und nicht zuletzt eine Geschichte von Mut und Zivilcourage, in der mehr als 3 000 Menschen, die meisten davon Kinder, vor dem sicheren Tod bewahrt wurden.

240 Seiten, gebunden, 3. Auflage 2014

ISBN 978-3-86256-017-2

E-Book: ISBN 978-3-86256-706-5

BUCHHINWEIS

NEUFELD VERLAG



Markus Baum

Jochen Klepper

Jochen Klepper (1903–1942) war einer der bedeutendsten christlichen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts. Sein Bestseller *Der Vater* wird immer noch gelesen, seine Lieder finden sich in vielen Gesangbüchern.

Aber wer war der Mensch Jochen Klepper? Das Bekannteste an seinem Leben ist ironischerweise sein tragischer Tod am 10. Dezember 1942, gemeinsam mit seiner von Deportation bedrohten jüdischen Frau und Stieftochter.

Markus Baum legt eine fundierte und lebendig geschriebene Biografie Jochen Kleppers vor.

240 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag

ISBN 978-3-86256-014-1, 2. Auflage 2012

E-Book: ISBN 978-3-86256-707-2

Der Neufeld Verlag ist ein unabhängiger, inhabergeführter Verlag mit einem ambitionierten Programm. Wir möchten bewegen, inspirieren und unterhalten. Unser Motto:

***Stellen Sie sich eine Welt vor,
in der jeder willkommen ist!***

Das ist es, was uns bewegt. Davon träumen wir. Und dafür setzen wir uns ein.

Eine Welt, in der jeder willkommen ist – wir möchten, dass Menschen erleben: „Bei Gott bin ich willkommen. Könnte sein, dass das die wichtigste Entdeckung meines Lebens ist.“

Eine Welt, in der jeder willkommen ist – wir haben ein Faible für außergewöhnliche Menschen, für Menschen mit Behinderung. Wir werben darum, sich gemeinsam auf Entdeckungsreise zu begeben – denn in Bezug auf unser Menschsein können wir viel voneinander lernen. Wir alle haben einzigartige Begabungen und Stärken. Wie gut, dass jeder anders ist!

Stellen Sie sich eine Welt vor, in der jeder willkommen ist!
Machen Sie mit und setzen sich gemeinsam mit uns dafür ein? Das wäre wunderbar!

Bleiben Sie auf dem Laufenden:
www.newsletter.neufeld-verlag.de
www.facebook.com/NeufeldVerlag
www.neufeld-verlag.de/blog